

TARAH DEWITT

# THE FIX-UP



LIEBE  
HAT  
KEINEN  
BAUPLAN

LEAF

**Ausführliche Informationen über unsere  
Autorinnen und Autoren und ihre Bücher  
[www.leaf-verlag.de](http://www.leaf-verlag.de)**

1. Auflage 2025

Originalausgabe: Copyright © 2025 by LEAF Verlag, Bücherbüchse  
OHG, Siebenbürger Straße 15a, 82538 Geretsried, Deutschland

Originaltitel: THE CO-OP Copyright © 2022 by Tarah DeWitt

All rights reserved

Textredaktion: Yvonne Lübben

Ins Deutsche übersetzt von Gina Heinzmann Umschlagillustration:  
Elizaveta Rusalskaya Umschlaganpassungen: Caroline Keller @  
caroline.design unter Verwendung von Stockmaterial von Adobe Stock  
(© izzul fikry) Gesetzt aus der der Adobe Caslon

Satz: LEAF Verlag unter Verwendung von Stockmaterial von Adobe  
Stock (© Nur Creations, © MdNazmul)

ISBN 978-3-911244-87-9

*Für all jene, die noch mittendrin stecken – ganz gleich, in was.  
Ob ihr euren Weg sucht oder euch selbst ...  
Gebt nicht auf. Ihr seid jede Mühe wert.*

*Und für Ty. Danke, dass du dieses wütende Mädchen geliebt hast, als sie  
ein Teenager war – und jede Version von mir danach.*

# PLAYLIST

»Sweet Disposition« – The Temper Trap

»Calypso« – Spiderbait

»Hang with Me (Acoustic)« – Fox & Hart

»Matilda« – Harry Styles

»Say Don't Go« (Taylor's Version) – Taylor Swift

»Suspicious Minds« – Elvis Presley

»I Wish I Was the Moon« – Neko Case

»It's Now or Never« – Elvis Presley

»Sugar, Sugar« – The Archies

»Coming Home« – Leon Bridges

»I miss you, I'm sorry« – Gracie Abrams

»Come and Get Your Love« – Redbone

»Hits Different« – Taylor Swift

»Friday I'm In Love« – Phoebe Bridgers





»**august**« – Taylor Swift

»**A Little Less Conversation**« (JXL Radio Edit) – Elvis Presley

»**Good Vibrations**« – The Beach Boys

»**Jump in the Line**« – Harry Belafonte

»**This Magic Moment**« – The Drifters

»**Fade Into You**« – Mazzy Star

»**Work Song**« – Hozier

»**Labyrinth**« – Taylor Swift

»**Wonderland**« (Taylor's Version) – Taylor Swift

»**Cry to Me**« – Solomon Burkex

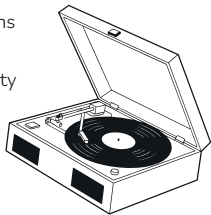
»**Time After Time**« – Iron & Wine

»**Unchained Melody**« – The Righteous Brothers

»**Pancakes for Dinner**« – Lizzy McAlpine

»**Rose of Sharon**« – Mumford & Sons

»**Real Love Baby**« – Father John Misty







# PROLOG

# LARYNN



*IRGENDEIN MITTWOCH IM MAI*

**D**ie peinlichsten Momente in meinem Leben haben alle einen Soundtrack.

Bei meinem allerersten Homecoming-Ball in der neunten Klasse stürmte ich geradezu aus der Mädchentoilette, schlängelte mich vorbei an Hochsteckfrisuren und wich einer ganzen Horde von hormonüberladenden, eng aneinander tanzenden Körpern aus, nur um nicht *mein Lied* zu verpassen. Rihanna wummerte durch die Lautsprecher der Sporthalle und sang von der Liebe, die man an den hoffnungslosesten Orten findet – fast schon ein bisschen *zu* passend, wenn ihr mich fragt. Rasch bahnte ich mir den Weg zum imaginären Scheinwerferlicht mitten in der Menge, wo ich mich in Pose warf, hin- und herwiegte, mein mit einem Anstecksträußchen geschmücktes Handgelenk triumphierend in die Höhe reckte ...

Und dabei ein beachtlicher Zipfel meines Kleids dekorativ in meinem String feststeckte.

Und dann war da noch das eine Mal im zweiten Semester an der Uni, als ich in der Bibliothek einem ziemlich pikanten Hörbuch lauschte. Irgendwann beschloss ich, dass es doch zu ablenkend war, um ernsthaft zu lernen, und wechselte stattdessen

zu meiner Playlist. 311 sinnierte gerade darüber, dass Bernstein die Farbe meiner Energie sei, als ich die Blicke bemerkte.

Tja. Als ich mein Tablet abstöpselte und zur Musik auf meinem Handy wechselte, lief das Hörbuch fröhlich weiter – über die Lautsprecher. Und sagen wir mal so: Der Sprecher gab wirklich alles. Mit ... *sehr* überzeugender Betonung.

Und natürlich ist die eine Erinnerung, die sich partout nicht verdrängen lässt, genau die, bei der ich heute noch reflexartig die Augen zukneife. Sie ereignete sich ein paar Jahre vor dem Erotik-Hörbuch-Desaster.

Zuerst taucht das vor Wut gerötete Gesicht meines Vaters vor meinem inneren Auge auf. Danach das verblasste Bild meiner Hände, die sich an das Shirt eines Jungen klammern, um meinen nackten Oberkörper zu bedecken.

*Damals* lief »*Fade Into You*« als Endlosschleife zur Untermalung dieses peinlichen Moments, überlagert nur von dem fernen Heulen einer Alarmanlage und der Standpauke meines Vaters. Jedes Mal, wenn der Song von vorne begann, zuckte ich innerlich zusammen. Vermutlich hatte irgendein unbeholfenes Körperteil den Repeat-Knopf auf dem Armaturenbrett erwischt, als Deacon mich über die Mittelkonsole zog und auf seinen Schoß setzte. Oder der Knopf wurde gedrückt, während er versuchte, mich auszuziehen. Wir waren viel zu schnell viel zu abgelenkt gewesen, um es zu bemerken oder uns darum zu kümmern.

»*Es war nur Sex, LaRynn.*« Das waren die letzten Worte, die Deacon zu mir sagte, bevor mein liebevoller Vater anging, gegen die Türscheibe zu hämmern.

Ich erinnere mich, wie ich mich ein paar Minuten später zu Deacon umdrehte, als wir im grellen Licht der Scheinwerfer dastanden wie Angeklagte. Verzweifelt auf der Suche

nach irgendeinem Rettungsanker ... nach einem Zeichen, dass ich ihn missverstanden hatte. Dass ich mich verhört hatte. Doch die warme Sommernacht wurde schlagartig eiskalt, als er meinen Blick nicht erwiderte. Als seine Miene hart blieb, steif und ohne jede Spur von Reue.

»*LaRynn Cecelia Lavigne, mets ton cul dans la voiture!*«, brüllte mein Vater und beendete damit diese Nacht – und diesen entscheidenden Sommer. Schwing deinen Hintern ins Auto, ja klar. Ich habe nur geschnaubt, mir Deacons Shirt übergeworfen und bin zu dem Mercedes meines Vaters gestapft, in der Hoffnung, Deacon Leeds nie wieder sehen oder je wieder von ihm hören zu müssen.

*Das* war das letzte Mal, dass ich jemals die Worte »Ich liebe dich« zu irgendjemandem gesagt habe – und die ganze Zeit lief dieses verdammte Lied.

Das ist der Zusammenschnitt der Erinnerungen, den mein Gehirn abspielt, während ich jetzt – fast ein Jahrzehnt später – den Gang hinunter auf Deacon Leeds zugehe. Sein Gesicht spannt sich an, als sich unsere Blicke treffen. Mir entgeht nicht, wie sein stoppeliger Kiefer nervös zuckt, wie er unruhig sein Gewicht verlagert. Eine tätowierte Hand fährt etwas zu grob durch sein schlaffes braunes Haar und lässt es wirr abstehen. Sein Blick gleitet zu dem Schlitz meines schwarzen Kleides und wird um eine Nuance elender.  
*Gut.*

Das unvermeidliche Aufflammen von Wärme, das ich dabei verspüre, jagt mir selbst einen Stich des Elends durch meinen Körper. Es tröstet mich, zu wissen, dass ihm diese Situation genauso unangenehm ist wie mir. Dass diesmal wenigstens unsere Gefühle – so bitter sie auch sind – auf Gegenseitigkeit beruhen. Ich lächle und genieße, wie sein

Kehlkopf hüpf, wie sich die Falte zwischen seinen dunklen Brauen vertieft, wie sich Röte auf sein dauerhaft selbstgefälliges, ungerechterweise attraktives Gesicht schleicht. Vielleicht habe ich mein Leben dem Erdboden gleichgemacht, um genau an diesem Punkt zu landen, aber diesmal habe ich vor, das Beste daraus zu machen. Dieses Mal werde ich die Anziehung, die ich für ihn empfinde, nicht mit etwas Tieferem verwechseln. Ich werde aus dieser ganzen Sache finanziell wie emotional stabiler und gefestigter herausgehen – vollkommen unabhängig und völlig unversehrt.

Ironisch, dass diesmal ausgerechnet der Hochzeitsmarsch läuft.



# KAPITEL 1

# LARYNN



*EINE WOCHE ZUVOR*

**W**ann immer jemand von einer Reise in die Erinnerung spricht, sehe ich den Highway 17 vor mir. Auf dem Highway 17 gibt es keine Erleichterung. Seine zwei Fahrspuren sind beunruhigend schmal, die Kurven winden sich unablässig, steigen und fallen, als wollten sie nie enden. Ist man einmal drauf, gibt es kein Umkehren mehr, und eine sichere Ausweichstelle zum Anhalten sucht man gefühlt eine Ewigkeit vergeblich. Egal, wie oft ich die Strecke nach Santa Cruz schon gefahren bin – diese von Mammutbäumen gesäumte Teilstrecke fühlt sich jedes Mal länger an als zuvor. Und die Erinnerungen daran sind genauso verstörend.

Allein der Gedanke daran packt mich mit harter, plötzlicher Übelkeit. Ich biege scharf auf den einzigen Restaurantparkplatz weit und breit ab, stelle den Wagen ab, stoße die Tür auf und übergebe mich sofort. Als ich fertig bin, entweicht mir ein humorloses Lachen. Manche Dinge ändern sich nie, selbst wenn sich alles andere verändert hat. Ich habe mich genau auf diesem Parkplatz schon oft übergeben – nur das Restaurant, zu dem er gehört, hat in den gut zwanzig Jahren, in denen ich diese Strecke fahre, dreimal gewechselt.

Ich sauge die frische Luft ein und nehme kleine Schlucke Wasser, während ich versuche, mich zu sammeln. Der schlimmste Abschnitt liegt hinter mir, aber es ist noch ein gutes Stück zu fahren – und gnädiger wird die Straße nicht. Also gebe ich schließlich nach, rufe Elyse an, meine beste (einzige) Freundin, und bitte sie mit schwacher Stimme um eine Mitfahrgelegenheit. Sich beim Fahren zu übergeben, ist ein Risiko, das ich mir nicht leisten kann – erst recht nicht, wenn ich dieses Auto so bald wie möglich und für so viel wie möglich verkaufen will.

Ich setze mich auf einen niedrigen Betonbordstein, verschränke die Arme über den Knien und lege die Stirn darauf. Ich konzentriere mich auf den Rhythmus meines Atems und auf die kühle Brise, die mir durchs Haar streicht. Durch die Nase ein, durch den Mund aus. Und obwohl ich mich nach Kräften bemüht habe, sie fernzuhalten, bin ich dieser Flut an Erinnerungen erneut ausgeliefert.

Es ist ein Jahr und vier Monate her, seit ich hier zuletzt anhalten musste. Ein Jahr und vier Monate, seit ich das Haus meiner Großmutter zum letzten Mal besucht, ihre Asche abgeholt und anschließend völlig den Halt verloren habe. Ihr Tod war der erste Dominostein, der eine ganze Kette weiterer Umstürze in meinem Leben ausgelöst hat.

*Form es zu etwas Neuem*, höre ich ihre Stimme in meinem Kopf – eine Erinnerung aus meinen frühen Teenagerjahren. Ich sehe ihr Töpferrad vor mir und den klumpigen Haufen Ton, den ich verzweifelt in etwas Vasenähnliches zu verwandeln versuchte. Spüre wieder diese frustrierte Wut des Moments, als ich es fertigstellen wollte und stattdessen alles ruinierte. Grandma hat mein Schnauben gehört, trat mit einem leisen Lachen hinter mich und schaute über meine

Schulter.

*»Hör auf, es mit Gewalt genau so aussehen zu lassen, wie du es dir vorstellst. Lass es unperfekt sein, ma fille. Form es zu etwas Neuem. Nur weil es nicht das geworden ist, was du dachtest, heißt das nicht, dass es nicht aus dem richtigen Material besteht.«*

Was meine Lebensentscheidungen seit ihrem Tod angeht, fürchte ich, habe ich diese Metapher ein wenig zu wörtlich genommen. Ich glaube, ich hätte diejenige bleiben sollen, die die Dinge formt – stattdessen fühle ich mich selbst wie der Tonklumpen. Ausgetrocknet, unbrauchbar und verformt.

Bei diesem düsteren Gedanken macht die Erinnerungsstraße wieder einen Satz, taucht ab und windet sich weiter.

Sobald die Brise um mich herum versiegt, brennt mir die Sonne aggressiv in den Nacken und erinnert mich daran, dass ich zwar oft zu Besuch hier war, aber seit sieben Jahren keinen Sommer mehr in Santa Cruz verbracht habe.

Meine Gedanken drehen sich, als steckten sie fest auf genau diesem Rad, und kehren direkt zurück in diese Zeit.

*»Merde, LaRynn. Du bist fast erwachsen. Du solltest diese ... diese Autokrankheit doch längst überwunden haben«,* hatte mein Vater durch die offene Autotür gebrüllt, genau hier, auf diesem Parkplatz.

Wo der leichte französische Akzent meiner Großmutter ihrer Stimme immer etwas Musikalisches verliehen hatte, vertiefte der meines Vaters nur den Ekel in seinem Tonfall.

Als könnte ich etwas für meine Reisekrankheit. Eine Tablette und sämtliche Druckpunkte der Welt hätten die stickige, verkrampfte Spannung im Wagen an jenem Tag nicht ausgleichen können.

Dieses Bild meiner Mutter, wie sie sehnsüchtig zum Fenster hinausblickte und sich mit ihrem ganzen Körper

dagegenlehnte, als wollte sie lieber überall sein, nur nicht hier, hatte sich bei mir eingebrannt. Und ebenso das meines Vaters, der kleine Gesprächsversuche startete, nur um schließlich jedes Mal enttäuscht mit dem Kopf zu schütteln, wenn ihm keine Begeisterung entgegenschlug.

Meine Eltern, die einander kategorisch nicht ausstehen konnten, die mehr Zeit damit verbrachten, sich in ihrem Groll zu wälzen – bis er zum Mittelpunkt unseres Lebens wurde –, verreisten jeden Sommer, von meinem achten bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr, und ließen mich bei meiner Großmutter zurück.

Gelegentlich durfte ich sie auch zu anderen Jahreszeiten besuchen, wurde etwa in den Winterferien zu Grandma gebracht und Ähnliches. Aber es waren die Sommer, die mir am meisten bedeuteten. Und bis zu diesem letzten Jahr waren diese Monate auch für meine Eltern immer eine Art Erholung. Sie setzten mich zu Beginn der Ferien ab – meist an einem Wochenende im Mai, wenn die Schule zu Ende war – und holten mich um den Labor Day herum wieder ab, kurz bevor das neue Schuljahr begann. Danach schien es fast, als wäre die Stimmung zwischen ihnen besser, zumindest bis Halloween. Ein paar Jahre hielten wir es sogar bis Weihnachten aus.

Bis zu diesem letzten Sommer war Santa Cruz der Ort, der sich für mich mehr nach zu Hause angefühlt hat als jeder andere – zusammen mit der Person, die mir mehr als irgendwer sonst ein Zuhause gegeben hat. Meine Großmutter Cecelia mit ihrer sanften Stimme, ihrem scharfen Sarkasmus und ihrer lässigen, freien Art. Als sie Helena heiratete, war ich zwölf, und plötzlich hatte ich eine zweite Großmutter, die ich lieben durfte.

Ich hasse es, dass dieses eine Sommerhalbjahr inzwischen so viele andere überschattet und dass ich zugelassen habe, dass

es die Dinge so verändert hat. Es ärgert mich, dass mein Kopf immer wieder genau zu diesen Monaten zurückkehrt. Jahrelang habe ich mir eingeredet, es wäre einfach mein Alter gewesen, das alles so intensiv erscheinen ließ – als Rechtfertigung dafür, wie ich mich damals verhalten und gefühlt habe. Neunzehn hat sich so viel größer angefühlt, als es war, so viel offener, verletzlicher. Ich habe hell gebrannt, als hätte die Vergänglichkeit von allem mich irgendwie kompromissloser gemacht. Als hätte ich gespürt, dass ich an der Schwelle zum Rest meines Lebens stand, bevor die Uni und die Pläne der Welt für mich das Ruder übernehmen würden.

Und so wahr das alles auch sein mag – die Geschichte ist trotzdem ziemlich klischeehaft, denn vor sieben Sommern habe ich wegen eines Jungen den Kopf verloren. (Und meinen Stolz. Und noch ein paar andere Dinge.)

»Deine Fähigkeit, selbst als Fahrerin reisekrank zu werden, ist wirklich beeindruckend.«

Ich hebe den Kopf von meinen Knien und blinzle Elyse an.

»Danke«, sage ich zu meiner Sommerfreundin seit meinem elften Lebensjahr.

Sie lächelt mich an – mit demselben strahlenden Grinsen, das sie an dem ersten Tag getragen hat, als sie am Strand auf mich zugestapft ist, mir gesagt hat, sie möge meine Sandalen, gefragt hat, ob ich mit ihr Muscheln sammeln wolle, und damit für immer meine Freundin geworden ist.

Ich beobachte, wie sich das Uber, das sie hergebracht haben muss, entfernt und wieder auf die Straße einbiegt.

»Ich zahl dir die Fahrt zurück«, sage ich. »Hat Jensen gerade Dienst?« Ihr langjähriger Freund, mit dem sie zusammenlebt, ist in den letzten Jahren seines Medizinstudiums.

Sie prustet los, verdreht die Augen und zieht mich in eine

Umarmung, als ich aufstehe. »Nein, aber er hatte Nachtschicht und schläft«, sagt sie. »Und du musst mir nichts zurückzahlen, du Spinnerin. Du hast früher mehr Geld für mich ausgegeben als diese dreiundzwanzig Dollar.«

Aber das war, als ich noch Geld *hatte*. Inzwischen zähle ich jeden einzelnen Cent, den ich besitze – ganz zu schweigen von dem, was jemand anderes für mich ausgibt. Ich atme lang aus und drücke sie ein wenig fester.

Ich muss nur noch ein paar Monate durchhalten, hoffe ich ... dann finde ich vielleicht wieder ein bisschen Halt. Kann dieses ruhelose, gehetzte Gefühl abstreifen, das ich nun schon seit einem Jahr mit mir herumtrage.

Ich muss mich erst noch um ein paar Dinge kümmern.

»Zieh's mir später einfach von meinem Trinkgeld ab?«, murmle ich mit einem kleinen Lachen. Schließlich gibt sie mir ja auch einen Job.

»Hör auf damit«, erwidert sie mit einem strahlenden Lächeln.

Wir steigen in meinen ramponierten Accord und Elyse setzt sich diesmal ans Steuer. Ich versuche, mich der Ruhe meiner Umgebung hinzugeben. Meine Gedanken auf die Landschaft zu lenken, statt auf die restliche Übelkeit. Ich bemerke die vertrauten geknickten und zerbrochenen Halme des Pampasgrases, die in verstreuten Haufen am Hang liegen – wie weggeworfene Zahnstocher des Pazifiks. Der Anblick des glitzernden Ozeans am Horizont löst eine andere Art von Übelkeit aus – eine Mischung aus Aufregung, Angst und Sehnsucht. Genau diese Mischung, die mich alle paar Jahre überkam, wenn meine Eltern ein neues Haus kauften, das alte zurückließen und ich dachte: *Wenigstens bleibt Grandmas Haus. Wenigstens bleibt irgendetwas gleich*. Eine Art Heimweh.

Als das Auto die letzte Abfahrt hinunter nach Santa Cruz

nimmt, versuche ich (vergeblich), weitere Erinnerungen unter der Oberfläche zu halten.

*Der Duft von Zuckerwatte und sonnengewärmter Haut.*

*Vanillepudding und frittierte Artischockenherzen.*

*Das Klingeln der Spielhallenautomaten und nackte Oberschenkel auf Leder, Autofenster offen für das Rauschen der Wellen.*

*Hunger und Frust verschwimmen über drei heiße, schwüle Monate hinweg. Tiefbraune Augen, die mich durchdringen. Dunkles, seidiges Haar, das durch meine Finger gleitet. Breite Schultern unter zitternden Händen.*

*Der Geruch von Jungs-Duschgel, der Geschmack von Lippenbalsam, das Reißen einer Verpackung.*

*»Alles okay? Gefällt dir das?« Ein Flüstern an meinem Hals ...*

»Rynn! Gott, musst du schon wieder kotzen?! Soll ich rechts ranfahren?«, ruft Elyse und ich werde jäh in die Gegenwart zurückkatapultiert.

»Was? Oh, nein. Nein, mir geht's gut. Sorry.« Ich winke schwach mit der Hand ab, die dann schlaff auf meinen Oberschenkel fällt.

»Deine Lippen sind wieder ganz blass.« Sie runzelt die Stirn, ihr Blick huscht besorgt über mein Gesicht, bevor er wieder zur Straße zurückkehrt. »Bist du sicher? Vielleicht sollten wir etwas essen?«

Ich mustere sie, und in meiner Brust breitet sich ein warmes Gefühl der Dankbarkeit aus, weil sie hier ist. Dass sie sich eine Auszeit von ihrem geordneten Leben genommen hat, nur um mir zu helfen, dieses Chaos in den Griff zu bekommen. Es ist ein Wunder, dass sie überhaupt wegkonnte von ihrem geliebten Café. Ich hätte mir das sicher nicht leisten können, wenn ich noch studiert hätte. Schon der vage Gedanke an die juristische Fakultät verstärkt meine Übelkeit wieder.

»Ja, lass uns kurz was essen gehen, wenn es dir nichts ausmacht«, sage ich. Ich sollte mich sammeln, bevor ich dem begegne, was – wem – ich gleich gegenüberstehen werde.

Kurz darauf sitzen Elyse und ich an einem der Außentische des Hafenrestaurants, in das meine Großmutter mich früher zu besonderen Anlässen mitgenommen hat – wobei für Cecelia Lavigne selbst ein ganz normaler Freitagabend ein besonderer Anlass sein konnte. Es ist seltsam, dass allein das Gefühl, wie sehr mein Körper hier entspannen will, mein Gehirn dazu bringt, das Gegenteil zu tun. Ich ertappe mich dabei, wie ich die Augen schliesse, die Sonne genieße und mich nach einem Nickerchen sehne, reiße mich dann aber zusammen und kippe mein Eiswasser hinunter. Ich denke darüber nach, wie hier alles besser zu schmecken scheint, so nah am Ozean – als wäre alles vom salzigen Wind gewürzt –, und trinke zur Ablenkung gleich noch mehr.

Mein Herz stolpert und hüpfert immer noch, lange nachdem ich mein viertes Glas Wasser geleert und mein Essen zum siebenhundertsten Mal über den Teller geschoben habe. Ich starre auf die Boote, die träge im Hafen schaukeln, und versuche, mich wieder zu beruhigen.

Elyses Gabel klappert gegen den Tisch, und ich fahre so stark zusammen, dass die Stuhlbeine über das abgenutzte Holzdeck schaben.

Sie seufzt. »Okay, was ist los mit dir? Du zappelst wie verrückt und hast kaum etwas gegessen.«

Ich versuche zu lächeln und zu nicken, lasse es aber in ein ehrliches Kopfschütteln übergehen, als sich ihre Augenbraue über der Sonnenbrille hebt. Sie kichert und legt den Kopf schief.

»Willst du es hinter dich bringen und über ihn reden?«

»Über wen?«, frage ich und tue unschuldig. »Den Geist meiner

Jungfräulichkeit, der jetzt das Grundstück heimsucht, das wir gemeinsam geerbt haben?» Ich zwingt mich zu einem Lachen.

Sie neigt den Kopf zur Seite. »Dein ganz persönlicher Poltergeist also?«

Ich schnaube. »Das war eine schlechte Metapher.« Ich sage nicht, dass ich versuche, unbeteiligt zu wirken. Locker. Als würde mir das alles nichts ausmachen. Denn unsere Großmütter sind zwar tot, Deacon Leeds ist es ganz sicher nicht.

»Das wird schon gut gehen«, sagt sie unbeirrt. »Wir fahren hin, schauen uns an, was gemacht werden muss, und gehen Schritt für Schritt vor. Ihr habt beide eure Grandmas geliebt, ihr liebt beide das Haus. Ihr kriegt das hin. Ihr seid jetzt erwachsen.«

Ich ziehe zweifelnd eine Augenbraue hoch. »Wir werden sehen.«

Helenas Enkel geht mir schon auf die Nerven, seit ich sechzehn bin, und er hat schon immer eine weniger reife Seite an mir zum Vorschein gebracht. Dazu kommt schlichte Dummheit, denn er ist auch noch der Junge, mit dem ich mich mit neunzehn an einem unverbindlichen Sommerfirt versucht habe.

*Versucht habe.* Und grandios gescheitert bin, weil ich es irgendwie geschafft habe, mir selbst genug Fäden zu zaubern, um mich völlig in ihnen zu verheddern und alles falsch zu deuten. *Ugh.* Die Peinlichkeit lässt mich selbst jetzt noch zusammenzucken. Ich unterdrücke den Drang, das Gesicht in meinen Händen zu begraben, und starre stattdessen auf das Wasser, das gegen den Steg schwappt. Von Grandma und Helena mit Deacon in einen Topf geworfen worden zu sein, fühlt sich an wie ein kosmischer Streich aus dem Jenseits.

»Wieder hier zu sein«, sage ich zu Elyse, »lässt mich sie noch viel mehr vermissen.« Die Abwesenheit von Grandma

und Helena ist jetzt schon schmerzhaft spürbar – und ich weiß, dass es im Haus noch schlimmer sein wird. Der Gedanke an das Gebäude führt mich unweigerlich zurück zu Deacon und mein Temperament flammt auf. Er war in den letzten Jahren viel öfter dort als ich; so oft, dass es sich beinahe anfühlt, als würde es ihm mehr gehören als mir. Ich klammere mich an die Wut, froh, überhaupt etwas anderes zu fühlen als diese erdrückende Traurigkeit. »Ich kann immer noch nicht glauben, dass er mir mit einer *Klage* gedroht hat.«

»Oh, gut. Dann reden wir also doch über ihn«, erwidert Elyse trocken.

»Es ist erst ein Jahr her, dass Helena gestorben ist.«

Vier Monate auf den Tag genau nach Grandma – im Schlaf, als wäre sie einfach gegangen, ohne ihre Liebe. Ich ballte die Faust und reibe über den Knoten in meiner Brust.

Ich kann mir kaum vorstellen, wie viel im Haus in dieser kurzen Zeit schiefgegangen sein soll. »So schlimm kann es unmöglich sein. Und wenn doch, dann ist es wahrscheinlich seine Schuld.« Großartig. Ich klinge selbst in meinen eigenen Ohren schon kindisch – als hätte ich beim Überqueren der County-Grenze von Santa Cruz gleichzeitig einen Zeitsprung nach hinten gemacht.

Elyse seufzt und stützt sich auf die Ellbogen. »Süße, ich will dir ja nicht die Hoffnung nehmen, aber ...« Sie setzt ihre Sonnenbrille ab und sieht mir direkt in die Augen. »Nach allem, was ich mitbekommen habe, ist das Haus eine einzige Baustelle. Er hält den Laden zusammen. Ich glaube, ehrlich gesagt, er macht *kaum etwas anderes* – außer sich auch noch um Sally zu kümmern. Und ihr seid Miteigentümer. Das heißt, die Verantwortung liegt bei euch beiden.«

»Was ist mit Sally?«, frage ich, die Panik schwer in meiner

Stimme.

»Nichts, außer dass sie alt und grantig ist«, erklärt Elyse lachend.

Viele der älteren Gebäude in dem Teil von Santa Cruz, in dem das Haus meiner Großmutter steht, waren ursprünglich große Einfamilienhäuser, die später in mehrere Wohneinheiten umgebaut wurden. Entsprechend seltsam sind manche Grundrisse. Das Haus meiner Grandma hat ein einziges Treppenhaus mit einem gemeinsamen Waschaum-Flur-Hybrid und einer Garage auf der einen Seite, dazu eine weitere Wohnung auf der anderen – alles im Erdgeschoss. Sally, die beste und älteste Freundin meiner Großmutter, lebt in dieser Erdgeschosswohnung, seit ich denken kann. Sie hatte große Freude daran, Elyse und mich als Kinder zu erschrecken, indem sie plötzlich den Kopf in den Flur steckte, um uns zu maßregeln, weil wir die Treppe rauf und runter rannten. Wir haben das wiedergutmacht, indem wir Domino und Kartenspiele mit ihr gespielt oder ihr gelegentlich im kleinen Innenhofgarten geholfen haben.

Die Wohnung von Cece und Helena – nun ja, meine und Deacons, nehme ich an – liegt oben, im zweiten Stock. Ursprünglich waren es zwei getrennte Einheiten, bis sie sich ineinander verliebten und die Wand dazwischen einrissen, wodurch das Gebäude vollständig zu zwei gestapelten Doppelhaushälften mit gemeinsamem Haupteingang wurde. Über der Garage befindet sich im zweiten Stock eine Veranda, dazu zwei kleine Balkone – einer am Wohnzimmer, einer am Schlafzimmer –, beide mit Blick auf den Ozean.

»Was genau meinstest du«, frage ich Elyse vorsichtig, »als du gesagt hast, das Haus sei eine Baustelle?« Ich hoffe verzweifelt, dass mein Lieblingsbalkon an meinem alten Zimmer noch in

Ordnung ist. Der, der aussieht, als hätte der Ozean ein Stück aus der Hausseite herausgebissen.

Sie runzelt die Stirn und fährt sich durch ihren kurzen blonden Bob. »Hast du nicht mit ihm geredet?«

»Nicht wirklich ausführlich«, sage ich. »Ich hatte gehofft, du hättest es.«

»Ich weiß ehrlich gesagt nur, was ich über Jensen mitbekomme«, erklärt sie. Ihr (sehr wahrscheinlich) zukünftiger Ehemann ist auch Deacons engster Freund. »Aber es klingt nicht gut. Worüber *hast* du mit ihm gesprochen?«

Das ist der Moment, in dem ich reinen Tisch machen muss. Ich rutsche auf meinem Stuhl hin und her, wieder einmal peinlich berührt. *Jedes Mal*, wenn ich mich in Deacons Umlaufbahn begeben, endet es damit, dass ich mich schäme. Oder gereizt bin. Oder auf irgendeine andere Weise völlig neben mir stehe.

»Ich habe ihn nur angerufen, weil er mir gedroht hat, er würde mich verklagen und dann das Haus verkaufen«, gestehe ich. Es ist nie der Plan gewesen, seine Anrufe und Nachrichten komplett zu ignorieren, als sie vor sechs Monaten anfangen. Aber sie wurden immer fordernder und ich habe meine Rückmeldung immer weiter hinausgeschoben. In der Zwischenzeit habe ich mein Leben komplett auf den Kopf gestellt und mich kaum über Wasser halten können.

»Also weiß er gar nicht, dass du kommst?«, fragt Elyse und kann sich ein Grinsen kaum verkneifen.

»Er weiß es«, sage ich. »Ich habe ihm nur keinen genauen Tag genannt.«

Mein Magen zieht sich zusammen, als ich mich an sein knurrendes »*Endlich*« erinnere, als ich nach seiner letzten Nachricht doch eingeknickt bin und ihn angerufen habe.

**LaRynn. entweder Klage oder Haus verkaufen. Kann mir**

### **das nicht leisten. ernsthaft.**

Ich bin kurz davor gewesen, ihm etwas Gemeines zurückzuschreiben, wie dass er ganze Sätze benutzen soll, wenn er Eindruck machen will. Aber als jemand mit Dyslexie ist alles, was Rechtschreibung oder Zeichensetzung betrifft, für mich ein sensibles Thema. Und außerdem hat es mich nicht losgelassen, dass er meinen Namen benutzt hat – dieser winzige Aufwand, das R auch noch großzuschreiben.

Also habe ich meine fast leeren Schränke in meiner möbellosen Wohnung durchsucht, irgendwo eine alte Flasche Sailor-Jerry-Rum gefunden, einen Schluck hinuntergekippt und auf Anrufen gedrückt.

»Endlich«, hat er gesagt, als er rangegangen ist. Gefolgt von seinem schrecklichen Spitznamen für mich. »Larry.«

Ich habe verächtlich geschnaubt. »Ich komme«, sagte ich. »Gib mir einen Monat.«

Das war vor einer Woche. Und ich würde lügen, wenn ich behaupten würde, ich hätte nicht gehofft, ihn ein wenig zu überrumpeln oder zumindest zu nerven, indem ich früher auftauche. Ich nehme jeden Vorteil, den ich kriegen kann.

»Na, das wird interessant«, sagt Elyse lachend.

## KAPITEL 2

# DEACON



**S**ally schnappt nach Luft. Die Räder ihres Sauerstofftanks quietschen, als sie sehnsüchtig zum Fernseher starrt.

»Mein lieber Herrgott. Diesem Mann würde ich erlauben, Cracker in meinem Bett zu essen. Von meinem nackten Körper«, erklärt sie ehrfürchtig und macht mit der freien Hand das Kreuzzeichen. Dabei weiß ich genau, dass sie alles andere als katholisch ist.


Dansby Swanson lächelt vom Bildschirm herab, völlig ahnungslos, dass er meiner fünfundachtzigjährigen Nachbarin damit wahrscheinlich gerade den Weg ins Grab versüßt.

Ich schüttele den Kopf und lache. »Warum ausgerechnet Cracker?«

»Hast du schon mal mitten in der Nacht in deinem Bett auf Krümeln gelegen?«, fragt sie und funkelt mich an. »Du musst die Person, die da liegt, schon verdammt gernhaben, um das Gefühl wettzumachen. Glaub mir.«

»Ich nehm dich mal beim Wort.«

»Du ...« Sie holt mühsam Luft, sinkt tiefer in ihren Sessel und fährt dann fort: »... du siehst ihm eigentlich ein bisschen ähnlich.«



»Okay, Lady, das reicht mit der Schmeichelei für heute. Und check mal deinen Sauerstoffgehalt. Du halluzinierst.«

»Was? Du musst schon zugeben, Deacon, die Frisur ist deiner nicht ganz unähnlich.«

Es hat keinen Sinn, mit ihr zu streiten. »Na schön, ich spar's mir, dich einweisen zu lassen. Aber hör mal, Sal: Wenn du diesen Versicherungsfritzen angerufen hättest, wie ich dir gesagt habe, müsste ich hier nicht ständig alles flicken. Wir brauchen eine dauerhafte Lösung. Ich geb mein Bestes, aber ich bin nun mal kein Klempner.«

»Klempner, Elektriker – ihr schraubt doch beide am Innenleben rum.«

»Nach der Logik könnte ich auch als Gastroenterologe jobben und hätte genug Kohle, das hier richtig zu reparieren, Sal.« Ich bin Bauunternehmer, schon klar – aber dieses Problem ist größer, als ich allein stemmen kann. Finanziell und handwerklich.

Sal klappt die Fußstütze ihres Sessels hoch, schließt die Augen und ringt nach Atem. Mein Brustkorb zieht sich zusammen bei dem Anblick. Seit meine Nan und ihre Frau gestorben sind, fühlt es sich an, als würde dieser ganze verdammte Ort immer weiter auseinanderfallen – Sal eingeschlossen.

»Ich hab bei dem Versicherungsfuzzi angerufen«, erklärt Sal, nachdem sie wieder bei Atem ist. »Der meinte, er darf nix machen. Sache des Eigentümers.«

*War ja klar.* Ein Versuch war es trotzdem wert.

»R.I.P. Cece und Hel, das hier geht auf euch«, fügt sie hinzu, bevor sie demonstrativ Luft durch ihr Sauerstoffgerät zieht.

»Heute sind wir aber spirituell«, murmle ich. Vielleicht könnte sie eine höhere Macht anrufen, um den Dämon zu vertreiben, der immer wieder die Wasserleitungen sabotiert.

»Gibt's da schon Neuigkeiten?«, fragt sie.

Ich weiß genau, was sie meint. *Wen* sie meint.

»Noch nicht, Sally«, grummle ich. »Sie hat gesagt, ich soll ihr einen Monat geben.«

Ich erinnere mich noch zu gut daran, wie ich *ihren* Namen neben meinem auf endlosen Papierstapeln gesehen habe, und an das seltsame Gefühl, das mir allein das schon bereitet hat.

Nach Nans Tod gab es keine formelle Testamentseröffnung. Nur einen Stapel Papiere und einen Berg Verantwortung. Wie sich herausgestellt hat, schützt einen ein schuldenfreies Haus keineswegs vor astronomischen Kosten. Diese müsste ich mir eigentlich mit LaRynn als Mitverwalterin teilen – die mich jedoch stattdessen gehostet hat und mich mit allem allein lässt.

Als ich LaRynn Lavigne zum ersten Mal traf, war ich sechzehn und hielt sie für das hübscheste Mädchen, das ich je gesehen hatte. Ich weiß das noch ganz genau, weil ich diesen Gedanken wortwörtlich hatte: Das ist das hübscheste Mädchen, das mir je unter die Augen gekommen ist.

Ich hatte Weihnachtsferien und verbrachte sie zum ersten Mal bei meiner Nan, seit sie ihre Partnerin Cecelia geheiratet hatte. Nan war erst zwei Jahre zuvor aus unserer Heimatstadt in Neuengland nach Kalifornien gezogen – und hatte sich prompt in ihre Nachbarin und Vermieterin verliebt.

Ich stieg gerade die Treppe im frisch renovierten Gebäude von Nan und Cece in Santa Cruz hoch, stellte meine Taschen ab, als ein Mädchen um die Ecke bog, das ungefähr in meinem Alter war. Ihr pechschwarzer Pferdeschwanz schwang sanft hinter ihr her, ihre meergrünen Augen verhakten sich mit meinen und ihr rosiger, glänzender Mund verzog sich zu einem finsternen Blick.

Mein komplett mädchenverrücktes Hirn hoffte augenblicklich, ich könnte dieses Wesen *irgendwie* dazu bringen, sich auf mich einzulassen.

Keine sechzig Minuten später begann ich zu ahnen, dass LaRynn Lavigne zwar vielleicht die Hübscheste war – aber womöglich auch die Gemeinste. Bis Neujahr fühlte ich mich in diesem Verdacht bestätigt.

Unsere Großmütter stellten uns einander vor. LaRynns Eltern waren über die Feiertage nach Fidschi gereist und hatten sie allein zu Hause gelassen, damit sie »trotzdem ein richtiges Weihnachten in den Staaten« haben konnte. Ich nannte das innerlich Bullshit. Elterliche Ehekrise erkannte ich sofort, egal wie hübsch sie verpackt waren.

Ich selbst war für die gesamten Ferien ebenfalls »abgeladen« worden. Meine Eltern hatten meinen Bruder mit nach Australien genommen, wo er zu irgendeinem speziellen Baseballprogramm eingeladen war – sie konnten dort also fröhlich Familie spielen, ohne dass ich es ihnen offensichtlich vermasselte.

Ich trug zu der Zeit eine Armschlinge mit gebrochenem Schlüsselbein, weil ich die ältere Schwester meines Nachbarn (nachdem ich mit ihr geknutscht hatte) dazu überredet hatte, mich und meine Kumpels abwechselnd auf Skateboards hinter ihrem Auto herzuziehen. Entsprechend gab es für mich keine Koala-Kuscheleinheiten – ich wurde bestraft.

Trotzdem dachte ich in diesen ersten Momenten, während ich LaRynn mit den endlos langen Beinen ansah, dass ich aus Kalifornien vielleicht das Beste machen könnte. Es war nicht Australien, aber verdammt noch mal auch nicht Neuengland. Es war kühl, ja, aber nirgends lag dieser verfluchte Schnee. Vielleicht würde sie also weiterhin diese winzigen Jeansröcke tragen. Der Strand war keine hundert Meter entfernt – vielleicht wurde es warm genug für Bikinis.

Ich war damals noch optimistischer als heute.

Nachdem sie mir mein Zimmer gezeigt hatten, schickten uns die Grands – wie wir sie später nennen sollten – sofort gemein-

sam zum Einkaufen. Ein offensichtlich inszenierter Versuch, Teenager-Bonding zu erzwingen. LaRynn war sichtbar wenig begeistert, also versuchte ich ebenfalls, cool zu bleiben. In meinen begrenzten siebzehn Lebensjahren hatte ich gelernt, dass Mädchen in meinem Alter sich erst dann entspannten, wenn ihre Komfortzone an erster Stelle stand. Der beste Weg dahin war, aufmerksam zu sein und ihren Vibe zu spiegeln.

»Gehst du auf die Highschool?«, fragte ich.

»Ja.«

»Welches Jahr?«

»Freshman.«

»Nice. Ich bin Junior.« Ich deutete mit dem Daumen auf mich. »Moment. Du bist sechzehn?«

»Yep.«

»Wieso sind wir dann zwei Schuljahre auseinander?«

Ihre Augenbraue hob sich, als wäre das alles unfassbar anstrengend. »Tut mir leid, ich habe den Stichtagskalender fürs Einschulen nicht auswendig gelernt.«

»Machst du Sport?«

»Volleyball.«

»Ergibt Sinn. Du bist groß.«

Innerlich verzog ich das Gesicht. Ich war auch groß, aber ständig darauf hingewiesen zu werden, ging mir immer schnell auf die Nerven.

Ich versuchte es mit meinem charmantesten Grinsen und hoffte, das würde den Patzer wettmachen.

»Du bist unglaublich aufmerksam«, erwiderte sie tonlos.

Na gut. Dann würde ich ihr zeigen, wie aufmerksam ich sein konnte. »Deine Eltern haben dich also auch abgeschoben, hm?«

Ihre Lippen verzogen sich genervt. »Hast du als Kind zu viele Degrassi-Wiederholungen gesehen? Müssen wir hier wirklich einen

kitschigen After-School-Special-Moment hinlegen?«, stichelte sie – und brach dann abrupt ab, ein leises Knurren entwich ihr. Sie verschränkte die Arme und sah überallhin, nur nicht direkt zu mir. »Sorry. Ich sollte dich nicht gleich anfauchen. Ja, meine Eltern haben mich hiergelassen. Aber ich hab mich eigentlich darauf gefreut, Zeit mit Grandma und Hel zu verbringen, es ist nur ...« Sie zögerte. »Kurz bevor du gekommen bist, habe ich erfahren, dass meine einzige Freundin aus der Stadt Weihnachten bis Neujahr in Tahoe verbringt. Das hat mich runtergezogen.« Sie machte eine ungeduldige Bewegung zwischen uns. »Und ich hasse es, neue Freunde finden zu müssen. Das mache ich das ganze Jahr schon an einer neuen Schule, und ich hatte mich darauf gefreut, davon mal Pause zu haben.«

Ich lächelte, ohne genau zu wissen, warum. »Du scheinst jedenfalls ein Naturtalent darin zu sein. Lläuft bestimmt großartig.«

Sie lachte schnaubend, drehte sich aber weg und ging weiter.

Ich spürte eine Schwachstelle in ihrer scheinbar undurchdringlichen Schale und setzte nach.

»Wir müssen ja keine Freunde werden. Wer hat denn gesagt, dass ich deiner sein will?« Sie hob eine Braue und warf mir einen Seitenblick zu. »Vielleicht will ich einfach nur freundlich sein«, fügte ich hinzu.

Sie murmelte etwas in einer anderen Sprache vor sich hin, und ich erinnerte mich daran, dass Cecelia ursprünglich aus Quebec stammte. »Du sprichst auch Französisch?! Sag was Elegantes zu mir.«

Sie drehte sich abrupt zu mir um und formulierte etwas in einem rasanten Wortschwall, der sich anfühlte, als würde mir eine Feder über die Wirbelsäule gezogen werden. Ich hatte keine Ahnung, was es bedeutete.

»Hast du mich gerade mit Filet Mignon verglichen?«, fragte ich, als sie sich wieder umdrehte und weiterging. »Wow. Man

hat mich schon oft einen Fleischklotz genannt, aber noch nie so poetisch. Ich hab Gänsehaut.« Ich war mir nicht sicher, aber ich hätte schwören können, dass sich der Winkel ihres Mundes kurz zu einem Lächeln verzog. Ich musste mir ein echtes erobern. »LaRynn Lavigne, LaRynn Lavigne, wirklich ein interessanter Name. Wie nennt man dich kurz? Larry?«

Sie blieb stehen und blinzelte mich an. »Nein.«

»La La?«

Ihre Augen wurden rund, während sich ihre Brauen zusammenzogen – ein entzückend wütender Ausdruck. »Sehe ich aus wie eine *La La*?«

»Dann definitiv Larry.« Diesmal bekam ich nur ein frustriertes, kehliges Schnaufen. Aber ich hatte das Gefühl, voranzukommen. »Love?« fragte ich.

Sie fuhr herum, die Augen weit aufgerissen. »Was?!«

»Kurz für Lavigne«, erklärte ich hastig, mein Nacken wurde heiß. »Aber Larry passt am besten.« Nichts hätte weniger gepasst. Sie war markant, scharf, wunderschön. Außerdem roch sie trügerisch süß, wie Zuckerwatte. *Sugar* musste ich mir als Spitznamen wohl für später aufheben.

Ich hatte keine Ahnung, wohin wir eigentlich genau unterwegs waren oder wie lange wir laufen mussten, aber sie erwischte mich dabei, wie ich sie wieder ansah, als wir durch die Türen des Supermarkts traten. Sie schüttelte den Kopf und ließ ein leises Lachen hören, ihre Lippen zeigten ein Grinsen. Ich hätte am liebsten die Faust in die Luft gereckt und gejubelt.

»Hier«, sagte sie und reichte mir die Liste, die Cece ihr gegeben hatte.

Ich war immer noch dabei die leichte Stimmung aufrecht zu erhalten. »Was, kannst du das nicht lesen?«

So schnell, wie die Vertrautheit aufgeflammt war, starb sie

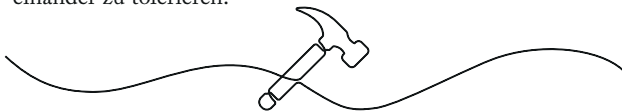
wieder. Ich hätte schwören können, der Laden wurde kälter. Sie blinzelte, als würde sie aus einer Trance erwachen.

»Kannst *du* es nicht, Idiot?« zischte sie. Und in einer einzigen fließenden Bewegung drehte sie sich weg, ihr Haar peitschte mir ins Gesicht.

*Idiot* hallte in meinem Kopf wider. Was machte ich hier eigentlich? Ich *benahm* mich wie ein Idiot. Beständig dabei, meinem Vater und meinem Bruder recht zu geben. Ich kannte dieses Mädchen nicht – warum zur Hölle versuchte ich überhaupt, es zu tun? Sie war hochnäsiger, unhöflicher, und ich hatte es wirklich nicht nötig, über Weihnachten mit ihr ein Trauma-Bonding einzugehen.

Schließlich erledigten wir unseren Einkauf und versuchten, uns während des restlichen Aufenthalts möglichst aus dem Weg zu gehen. Aber im selben Haus zu wohnen und Cece und Helena als Großmütter zu haben, machte das praktisch unmöglich. Sie ging mir unter die Haut, und ich konnte nicht aufhören, ihr ebenfalls unter die Haut zu gehen. Ich konnte es nicht ertragen, dass sie mich nicht ausstehen konnte. Bis dahin war ich immer gut mit Mädchen gewesen. Sogar die Omas mochten mich.

LaRynn und ich stichelten und piesackten uns unaufhörlich, und in unseren besten Momenten einigten wir uns darauf, einander zu tolerieren.



Das zweite Mal, dass ich ihr begegnete, war im Sommer nach ihrem Abschlussjahr an der Highschool – ein Jahr nach meinem ersten und einzigen Semester am College. Diese gemeinsame Zeit lief in mancher Hinsicht besser für uns, endete aber letztlich umso schlimmer.

Sally macht von ihrem Stuhl aus ein missbilligendes Tss-Geräusch und holt mich damit in die Gegenwart zurück.

»Ich kann immer noch nicht glauben, dass du mit Anwälten gedroht hast«, sagt sie.

»Welche Wahl hatte ich denn, Sal? Ich versuche seit Monaten, sie zu erreichen. Ich kann mir das hier nicht allein leisten.«

Ich habe bereits mehr Geld hineingesteckt, als ich eigentlich entbehren kann. Und ohne ihre Zustimmung kann ich es weder verkaufen noch größere Entscheidungen treffen.

»Sie wird schon auftauchen«, sagt sie.

Denselben Satz, den sie mir in den letzten sechs Monaten bestimmt schon hundertmal gesagt hat.

Ich lasse gleichzeitig Wasserhahn und Dusche laufen, um sicherzugehen, dass alles abläuft, und versuche, das flaue Gefühl in meinem Magen gleich mit wegzuspülen. Als das Wasser wieder ordentlich fließt, rufe ich Sal zu, dass das Bad wieder betriebsbereit ist.

Sie bewegt sich, als wollte sie aufstehen und mich hinausbegleiten, doch ich lege ihr eine Hand auf die Schulter und drücke sie sanft wieder zurück.

»Danke, Deacon«, sagt sie mit einem traurigen Lächeln.

»Brauchst du noch irgendwas, bevor ich gehe?«

»Dreh auf dem Weg nach draußen bloß die Lautstärke hoch. Das Sommerchaos hat begonnen.«

Erst jetzt fällt mir das Durcheinander aus Hupen und Geschrei auf, das durch die offenen Fenster dringt, und ich drehe ihre Musik lauter, um es zu übertönen, bevor ich gehe.

Es ist diese Jahreszeit, in der selbst die nur für Anwohner reservierten Parkplätze von Fremden belegt werden und die Leute ewig im Kreis fahren, um eine Lücke zu finden, die Nerven bei jeder Runde dünner werdend. Der Sommer hier

an der Küste beginnt gefühlt schon im Mai und verschwindet meist erst im August.

Und gerade scheint jemand besonders viele Leute richtig wütend gemacht zu haben. Eine Litanei aus Flüchen dringt mir zwischen den ertönenden Hupen entgegen, die mit jedem Schritt, den ich weiter in den Hof gehe, lauter wird.

»*LaRynn*, steig einfach wieder ins Auto! Komm schon!«, schallt es über den Lärm hinweg und meine Füße stocken.

*Das ...* habe ich mir eingebildet, oder? Mein Hirn spielt mir einen Streich.

Ich lasse meine Werkzeugtasche fallen und entriegle vorsichtig das Tor. Das Hupen und das Geschrei gehen weiter, während meine Beine sich bewegen, als wate ich durch Wasser. Ich biege um das Gebäude und beobachte die Szene vor mir.

Eine blonde Frau steht mitten auf der Straße vor einem voll beladenen SUV, Beifahrertür offen, und versucht, den Verkehr umzuleiten.

Mein Blick wandert am Zaun entlang, der den Bürgersteig vom Garten trennt, – und bleibt an einem Hinterkopf hängen. Schwarzes Haar. Endlos lang. Bis zur Taille. Lächerlich in seiner Fülle, übertrieben, völlig unpraktisch. Ein ständiger Quell ihrer Beschwerden, und trotzdem hat sie noch mehr davon als damals. Denn ja, natürlich ist sie es. Sie richtet sich auf – und wenn ich nicht schon überzeugt wäre, würden die Beine sie verraten. Mit 1,80 m war sie schon als Teenager einschüchternd, jetzt ist sie verdammt beeindruckend.

Aber dann tritt sie gegen einen Blumenkübel und ich schreie fast auf, verrate mich zu früh. Eines der wenigen intakten Teile – und sie tritt zu, als gehörte ihr der Laden. *Miststück*.

*Ah, richtig.* Tut es ja auch.

»Wie konntest du bloß den Schlüssel vergessen, bei all dem

Kreppe, den du eingepackt hast!«, ruft ihre Freundin genervt.

»Hier muss irgendwo einer sein! Sie haben immer einen Schlüssel fürs Garagentor dagelassen, *immer!*«, faucht LaRynn zurück.

»Vor zehn Jahren vielleicht«, sage ich und unterdrücke das Grinsen, das mir über die Lippen will, als sie herumfährt und mich sieht – die Augen weit aufgerissen, der Mund offen.

Dann fängt sie sich. »Deacon.« Sie nickt kühl. Gut, ich bin froh, dass wir uns nicht mit falschen Höflichkeiten aufhalten.

»Larry«, antworte ich und sofort schnaubt sie verächtlich und verdreht die Augen über den Spitznamen. Zwei Silben – mehr braucht es nicht, um sie auf die Palme zu bringen. Schon kann ich mir das Grinsen nicht mehr verkneifen.

»Ich hasse diesen Namen«, murmelt sie.

»Ich weiß«, sage ich.

»Dann bist du also immer noch ein Arsch?«, fragt sie leise, spöttisch.

Die Dreistigkeit dieses Mädchens. Nein ... dieser *Frau*. Ich reiße mich los von all den kleinen Veränderungen an ihr, von den Kurven, die sie bekommen hat, von diesen unmöglich langen Beinen, von denen ich einen Sommer lang – und noch ein bisschen länger – besessen war. Stattdessen schließe ich die Augen und beginne, jeden einzelnen Dollar zuzurechnen, den ich in den letzten sechs Monaten ausgegeben habe. Dazu die unzähligen Voicemails, Nachrichten und E-Mails, die ich ihr hinterlassen habe.

»Und du bist wohl immer noch eine Prinzessin – nach dem Motto: Egal, dass es das Eröffnungswochenende und der Park brechend voll ist, alle anderen mit Plänen und Terminen können sich verpissen, weil du keine Lust hast, einen Parkplatz zu suchen?«, entgegne ich.

Ganz zu schweigen davon, dass sie sich nicht einmal die Mühe gemacht hat, sich vorher anzukündigen. Ich hatte sie erst in drei Wochen erwartet.

Ihr Mund klappt auf, ihre Stirn legt sich in Falten. Empört wie eh und je.

»Wir suchen seit fünfundvierzig Minuten!«

»Und nach fünfundvierzig Minuten gelten Verkehrsregeln und Vorschriften für dich nicht mehr?«

»Hey, Deac!«, ruft Elyse und winkt.

LaRynn faucht etwas Unverständliches, bevor sie sich zurück ins Auto wirft und die Tür zuschlägt.

»Okay, wir parken und kommen dann wieder!«, ruft Elyse noch, ehe sie sich hinter das Steuer setzt.

Ich überlege kurz, ihnen zu sagen, dass in der Garage ein Platz frei ist – mein Wagen steht schließlich fest auf einem der Anwohnerparkplätze vorne –, aber dann sehe ich LaRynns Blick durch die Scheibe. Dieses Schmollen. Genau das gleiche, das mich früher an den Rand meines Verstandes getrieben hat.

Also entscheide ich mich dafür, kleinlich zu sein.

»Freu mich schon«, murme ich trocken. Doch dann steigt mir ein verräterisches Lachen in der Brust hoch. Ich weiß nicht, ob ich mich freue, dass sie endlich da ist, oder ob ich einfach noch unter Schock stehe. Zwei Minuten in ihrer Nähe – und sie treibt mich jetzt schon in den Wahnsinn.

# MAN SAGT, LIEBE UND BAUARBEITEN PASSEN NICHT ZUSAMMEN.

NACH DIESER LOGIK MÜSSTEN  
HASS UND BAUARBEITEN ERST RECHT  
ZUM SCHEITERN VERURTEILT SEIN.

Knapp zehn Jahre nach einem hitzigen Sommerflirt erben LaRynn und Deacon von ihren Großmüttern ein baufälliges Gebäude in Santa Cruz. Plötzlich stehen sie wieder voreinander und müssen herausfinden, wie sie die Bruchstücke stützen können.

Sie hat das Geld, kann jedoch nur auf ihr Treuhandvermögen zugreifen, wenn sie verheiratet ist. Er hat das Bau-Know-how, ihm fehlt jedoch das Kapital. Die Lösung? Eine Zweckehe mit Ablaufdatum.

Zwischen bröckelnden Wänden, hitzigen Wortgefechten und einem Hauch Nostalgie müssen sie nun lernen, was es wirklich heißt, als Team zusammenzuarbeiten.

*The Fix-Up erscheint am 14.07.2026*

 **LEAF**  
VERLAG

[www.leaf-verlag.de](http://www.leaf-verlag.de)